Das Häslein im Fenster

Eine Ostergeschichte von Heinz Steguweit

Die Sache begann beim Mühlenwirt, unweit des Forsthauses. Die Bude war blau vom Qualm, die Luft zum Sägen dick. Auch roch es heftig nach Bier, Priemtabak und Männern. Denn alle hockten um den Tisch, die verschränkten Arme auf der Platte, die Augen zwinkernd auf den grünen Förster gerichtet, der soeben eine spannende Geschichte erzählt hatte und, die Pfeife vom linken Mundwinkel in den rechten schiebend, sagte: „Seht ihr, und so hab' ich's denn nicht getan, weil ich's nicht tun konnte. Fünfzig Mark hatten sie mir für einen lebendigen Hasen geboten, um ihn zu Ostern als Reklame ins Schaufenster zu setzen. Jawohl, lebendigen Leibes. Für fünfzig Mark. Ein Sündengeld. Nein, ich gab mich nicht her für das böse Geschäft ..."

Hier muß man wissen, was sich einige Tage vorher ereignet hatte: Ein großes Geschäftshaus aus der Stadt war beim Förster vorstellig geworden, ob er wohl in der Lage sei, gegen das gute Entgelt von fünfzig Mark einen lebendigen Hasen, mitnichten einen geschossenen und toten, zu liefern; denn man trage sich mit der Absicht, in den Tagen vor Ostern das Tier in jenes Schaufenster zu setzen, das allerlei Geschenke osterfestlicher Art dem auf der Straße vorbeiströmenden Publikum anzupreisen habe. Und da man, beispielsweise, vor Weihnachten einen Engel oder einen Tannenbaum zwischen die Geschenke als werbendes Symbol zu stellen pflege, so habe man sich diesmal zu einem Osterhasen entschlossen, der aber springlebendig sein müsse, weil die Käufer sich am besten durch möglichst absonderliche Reklameeinfälle ködern ließen.

Nein, der Förster hatte das allzu geschäftstüchtige, beinah lästerlich zu nennende Anerbieten abgelehnt. Schroff und entschieden. Basta. Und nun saß er beim Mühlenwirt, qualmte, trank leckeres Bier und war stolz, seinem Walde so treu geblieben zu sein.

Der Förster aber, der da beim Bier zufrieden grunzte, rechnete nicht mit dem listigen Augenzwinkern eines Burschen, der scharf aufgepaßt hatte und der nun seine Zeche bezahlte, duckmäuserisch von dannen schlich und daheim die Karnickelfalle holte, um sie als Werkzeug einträglicher Wilddieberei bei Nacht in den Wald zu tragen ...

So kam es denn, daß in den Tagen vor Ostern ein armer, hilfloser Hase im Schaufenster der Großstadt hockte. Das Tier hatte sich schon lahm gehoppelt, seine Augen lauerten müde, seine Löffel hingen schlaff und schwermütig. Auf der Straße aber staunten sich die vorwitzigen Menschen; die einen fanden diese Art österlicher Reklame seltsam, die anderen ärgerlich. Denn der Hase, dem jeder das Heimweh an den Augen absah, wußte nicht, was er mit den bunten Eiern anfangen sollte, die man neben ihn ins Moos gelegt hatte. Auch wußte er nicht, wo nun der tiefere Sinn für diese unwürdige Schaustellung zu suchen wäre. Was hatte er mit bemalten Hühnereiern zu schaffen? Was tat er im engen Käfig eines Schaufensters, wo man keine Männchen machen konnte, wo man sich nur den Schädel einstieß, sobald man ein bißchen zu hüpfen wagte?

Nein, der Hase schüttelte immer wieder den Kopf, knabberte am Kohl und legte sich eines Abends, als man schon die Rolläden heruntergelassen hatte, auf die Seite. So matt, so zitternd, als wollte er noch vor dem Osterfest sterben. Drinnen aber im wogenden Geschäftshaus, zählte man die Tageseinnahmen der Kassen nach und stellte fest, daß sich die fünfzig Mark für den lebenden Hasen schon längst und weit über Gebühr verzinst hatten.

Am folgenden Morgen geschah dann wirklich und wahrhaft ein trauriges Osterfest: Berittene Polizei mußte dafür sorgen, daß die Menschenmassen das Schaufenster nicht zerquetschten, sei es aus Neugier, sei es aus Mitleid, sei es aus echter Empörung. Denn der Hase war ...

Keine Sorge, tot war er nicht. Im Gegenteil. Der Hase war eine Häsin. Und die Häsin hatte über Nacht eine Handvoll Junge gesetzt, die nun wie piepende Küken unters mollige Bauchfell der Mutter krochen, wo es was Gutes geben mußte. Das sah lieblich aus, das tat aber auch weh in den Herzen aller Gerechten. Dergestalt, daß auch der Inhaber des Hauses bekennen mußte, der Einfall seines Werbemeisters wäre ein ausgefallener Unfug geworden. Also holte der Besitzer des Geschäftes die Häsin nebst ihren Kindern eigenhändig aus dem Fenster, um die kleine zappelnde Familie wieder in den Wald zu fahren, wo sie zu Hause war.

Das gute Zeugnis

Heitere Geschichte von Alfred Hein

Ganz selten war es mir in der Pennälerzeit vergönnt, mit einem guten Zeugnis nach Haus zu gehen, und niemals wieder erreichte ich Glanz und Höhe eines Musterschülers wie Ostern 1905, als ich von Quinta nach Quarta versetzt wurde und in der Rangordnung den zweiten Platz von vierzig Schülern erreichte.

Ich muß viel Glück beim „Drankommen" gehabt haben und mehr das gefragt worden sein, was ich wußte, als das, was mir nicht wissenswert erschien. Und ich kam mir, plötzlich unter die fünf besten Musterknaben der Klasse emporgerückt, auch sehr fehl am Platze vor. Es war wie ein Verrat an der Sache der Jungen, mit denen ich bisher in einem Atemzug genannt wurde, jener von den Lehrern zwar manchmal arg gescholtenen tolldreisten Gesellen, die in die Schule gingen, um Streiche auszuhecken, ach, so harmlose Streiche!

Ich erschrak, als mich der Klassenlehrer bei der Zeugnisverteilung sofort nach dem Primus aufrief. Das war doch nicht gut möglich: ich sollte Zweitbester sein?

Aber „dem war so". Der Klassenlehrer sagte: „Siehst du, Hein, man muß nur fleißig arbeiten, dann geht's!" Ich war keinen Deut fleißiger in diesem letzten Vierteljahr gewesen als früher; vielleicht war es mir, denn ich war das, was man damals einen „zarten Jungen" nannte, gesundheitlich besser gegangen, und so hatte ich mir von dem leichten Lernkram der Quinta auch das im aufmerksamen Zuhören angeeignet, was mich innerlich kalt ließ. Und im übrigen hatte ich eben Glück gehabt!

Meine blassen Wangen röteten sich, als ich das Zeugnis in Empfang nahm, vor Freude, endlich einmal meine Eltern zufriedenzustellen, und aus Scham, nun als „Streber" zu gelten. Denn ich trug die ganze Schulzeit als Vorbild in mir jenen Kadetten von Wedell, von dem der Feldmarschall von der Goltz aus seiner Jugendzeit so schön erzählt; dieser Wedell wurde wegen einer kleinen Rüpelei eines Tages von seinem Religionslehrer tadelnd gefragt: „Du strebst wohl gar nicht danach, in den Himmel zu kommen, Wedell?" Der junge Wedell schüttelte den Kopf: „Ich hoffe auf Gottes Gnade! Aber streben danach, nein! Sollen meine Schulkameraden einmal von mir sagen, der hat sich beim lieben Gott geschustert?"

Sich schustern nannten auch wir das Liebkindmachen. Und nun stand ich plötzlich vor der Klasse auch als so eine Art „Schuster". Mir war wirklich nicht wohl in meiner neuen Würde, und ich tat, was jeder Elfjährige in solcher Lage macht: ich grinste.

In früheren Fällen hätte mich der Ordinarius sofort angepfiffen: „Grinsl nicht so dämlich, Kerl!" Heute sagte er: „das ist auch eine schöne Freude, lieber Hein!"

Dieses „lieber Hein" habe ich noch in den Ohren, denn es zerriß die Kameradschaft zwischen den der echten Schülerehre genügenden Rüpelschülern und mir.

Richtig — als ich mich in meine Schulbank zurückbegab, zischte und raunte es höhnisch: „Lieber Hein — lieber Hein —"

Ich gab einem der Zischer einen Puff in den Nacken, dafür erhielt ich einen Tritt in die Sitzfläche. Diese Missetat erst geruhte ungerechterweise der Ordinarius zu sehen und verschrieb dem Uebeltäter „eine Stunde Nachsitzen — noch heute!"

Am liebsten hätte ich für den Verurteilten die Stunde nachgesessen, denn ich spürte zum Ersticken fast die Musterschülerweihrauchwolke, die mich plötzlich umgab. Ich beneidete ehrlich die Jungen, die als Achtzehnter, Vierundzwanzigster, Dreißigster aufgerufen wurden; denn das war die Garde der Klasse: die Jungen, die weder Ruhm noch Preise zu erwarten hatten, die keineswegs für [illegible] und etwa gar sitzen blieben, sondern die leichthin ihr „gerade so genügend" erarbeiteten, um sonst den Kopf frei zu haben für all die herrlichen Spiele und verwegenen Pläne, die Jungenherzen näherstehen als das Gepauke.

Zum erstenmal ging ich aus der Schule allein nach Haus. Zu allem Ueberfluß tauchte mit einem Male mein Klassenlehrer an meiner Seite auf und sprach mich sogar an: „Ich muß heute auch in die Gräupnergasse wie du!" Sehr leutselig lächelte er aus seinem krausen Spitzbart hervor und streichelte ihn wohlgefällig mit seiner Polsterhand, an der ein dicker Siegelring prangte.

Lohmeyer, mein bester Freund, überholte uns und grüßte mit höhnisch tiefer Verbeugung. Ich wäre am liebsten in die Erde gesunken, starrte wütend geradeaus und gab dem Pauker einsilbige Antworten. Aber das alles schadete mir plötzlich gar nichts. „Mußt dich erholen, Alfred!" sagte er noch leutseliger. „Bist ein bißchen abgespannt! Kein Wunder, wenn man sich plötzlich so hocharbeitet!" Ich wurde rot vor Wut, daß er sich erlaubte, mich im wohlwollendsten Ton beim Vornamen zu nennen. Er nahm's natürlich für Verlegenheit.

Endlich trennte er sich von mir, ich lief nach Haus.

Und in diesen Minuten wurde meine Seele ganz weich, ich weinte überwältigt von dem Glücksgefühl: endlich würde ich einmal meiner Mutter Freude mit einem guten Zeugnis machen.

Ach, das war schon ein Glück! Denn was verstand die Mutter von unsern Jungenansichten über Sichschustern und so ... Das konnte sie ja nicht begreifen, daß ein anständiger Junge kein Streber sein durfte.

Die Mutter, als sie das Zeugnis las, wollte mich umarmen, was ich natürlich bärbeißig abwehrte, aber ich freute mich doch herzlich über ihre Freude. Schön — allein für die Mutter soll es sich mir lohnen, einmal in den Verdacht eines Strebers gelangt zu sein, dachte ich mir. Und ich spielte als besonderen Trumpf aus: „Der Theophrast ist Dreizehnter!"

„Was?!" jubelte die Mutter. „Der Theophrast von Doktor Klotzkowsky ist bloß Dreizehnter? Und du, mein Junge, elf Plätze höher?"

Ach, war das ein Triumph für meine Mutter, auf dem Wochenmarkt — ich mußte unbedingt mit, um allen Bekannten als „Zweiter von Vierzig" vorgestellt zu werden. Wenige Minuten später begegneten wir der Frau Doktor Klotzkowsky, und die Mutter sagte: „Theophrast hatte die Masern!"

„Die hab ich auch gehabt!" triumphierte ich dreist.

Frau Doktor Klotzkowsky sah mich geradezu haßerfüllt an.

Ich billigte diese Anzapfung meiner Mutter natürlich vollkommen, denn ich wußte, Frau Klotzkowsky hatte den fanatischsten Ehrgeiz, und nun würde Theophrast die doppelte Portion Prügel beziehen. Dankbar drückte ich meiner Mutter die Hand und war für einige Stunden ganz ihr artiger Sohn. Denn nun konnte ich nach den Ferien meinen alten Kameraden berichten, wie ich dem unausstehlichen Theophrast durch das diplomatische Ausspielen meiner guten Zensur die Prügel vermehrte. Die Aussicht, mir auf diese Weise wieder das Vertrauen der alten Kameraden zu erwerben, ließ mich einigermaßen auch der vielen Ostereier froh werden, die ich von Eltern und Verwandten wegen des besonders guten Zeugnisses erhielt.

Es sei aber vermerkt, daß diese Auszeichnung meiner Person vereinzelt in meinem Leben dasteht. Bald marschierte ich wieder unter der Klassengarde der mittleren Plätze langsam, aber sicher der Tertia entgegen, in der ich höchsten Rüpelruhm erreichte.

Nur ein Lied ...

Skizze von Fritz Schlüter

An einem warmen Tage im Frühling 1917 stand auf der Station eines kleinen Ortes in Westdeutschland ein Zug mit Soldaten bereit zur Abfahrt an die Front.

Die Männer hatten von ihren Angehörigen, die an diesem Tage von weit und breit hergekommen waren, noch ein letztes Mal Abschied genommen. Meist Frauen, standen diese dichtgedrängt hinter dem Holzzaun, der an beiden Seiten des Stationsgebäudes den Bahnsteig von der Straße trennte. Fast alle weinten.

Und auch manchem Soldaten stieg es heiß in die Augen, so daß er die Tränen nicht zurückhalten konnte.

Da öffnete sich in dem Augenblick, als der Transportführer mit dem Stationsvorsteher aus dessen Büro heraustrat, noch einmal eine der Abteiltüren in der Mitte des Zuges. Und rasch sprang einer der Soldaten heraus, barhäuptig und ohne Koppelzeug.

Leichtfüßig setzte er über das erste Geleise hinweg und trat auf den Bahnsteig. Und während der Offizier und der Beamte noch stutzten, begann der Soldat plötzlich mit wundersamer und mächtiger Stimme zu singen.

Die Soldaten kannten ihn. Er hatte sie oft mit seinem Gesang erfreut. Und jetzt sang er das Lied der österreichischen Reiter ...

„Drüben am Wiesenrand hocken zwei Dohlen. Fall ich am Donaustrand? Sterb' ich in Polen? Was liegt daran! Eh' sie meine Seele holen, kämpf' ich als Reitersmann!"

Alle waren still und horchten. Der Transportführer und der Stationsvorsteher rührten sich nicht. Die Soldaten, die aus den Abteilfenstern heraussahen, schienen erstarrt. Und über die weinenden Frauen hatte sich ein Zauber gelegt, und ihre Tränen waren versiegt.

Der Gesang war stärker als ihr Schmerz. Die Stimme öffnete ihnen die Augen, und ob sie es bei sich selbst auch kaum recht gewahr wurden, sie wußten mit einemmal, daß der Soldat seinen Herd verlassen muß, um Großes zu wirken. Und vor dieser Erkenntnis wurde ihre Trauer gering.

Als dann nach dem zweiten auch der dritte Vers des Liedes verklungen war, erhob sich lauter Beifall. Die Erhebung der Herzen aber zeigte sich erst recht, als nicht lange darauf der Zug sich in Bewegung setzte. Das Abschiedslied, das die Soldaten jetzt anstimmten, klang, als würde es von einer einzigen machtvollen Stimme gesungen. Und unter dem wohltuenden Eindruck des Mutes der Männer und in seinem Abglanz hielten die Frauen ihre Tränen zurück, winkten lebhaft und standen hocherhobenen Hauptes da, bis der Zug in der Ferne verschwand.

Der Tod von Dormi

Skizze von Alfred Thieme

Die Leute erzählen, daß der Tod von Dormi gütig und milde sei, ja, es gibt sogar einige, die sagen, der Tod von Dormi sei ein heiterer Geselle.

Aber man muß nicht alles für bare Münze nehmen, was sich die Leute erzählen, und besonders nicht bei Dingen, die, wie der Tod oder das Leben, nicht genau erklärt werden können. Denn da treibt die Phantasie gern in den Berichten die wunderlichsten Blüten.

So ist es sicher auch mit dem Tod von Dormi. Die Menschen glauben und verweilen lieber bei dem Freundlichen und Wohltätigen und vergessen gern und leicht das Schlimme oder Fürchterliche.

Das Mädchen Hanna, das unten im Moor zu Hause war, wußte jedenfalls nichts vom Tod zu Dormi. Sie dachte vielleicht nicht einmal an das Sterben, als sie sich aufgemacht hatte, um zum Heilkundigen zu gehen.

Ein großes Unglück hatte sie gezeichnet. Herz und Seele waren von einem harten Schmerz ausgebrannt, und die Augen waren fast blind geweint.

Es wußte außer dem Mädchen und ihrer alten Großmutter niemand in den Moorhütten um die Ursache dieses Schmerzes. Es waren zwei oder drei gewesen, die einen Zusammenhang mit dem Verschwinden eines Knechtes andeuteten. Aber was gilt schon das Herzweh der Liebe in der Welt? Kaum so viel wie die geringe Scheidemünze, mit der beim Händler das Salz bezahlt wird.

In den Hütten sagten die Leute, das Mädchen sei krank und es müsse zum Heilkundigen. Dieser Mann, der viele Meilen weitab in der Heide wohnte, war weit und breit berühmt. Es wurden von ihm die wunderbarsten Gerüchte verbreitet, so daß er neben dem Tod von Dormi wohl am meisten im Gerede der Leute war.

Zu ihm wurde Johanna geschickt, und als sie sich den Berg hinaufschleppte, auf deren Kamm der Tod von Dormi wohnt, war ihr das Herz schwer in der Brust und die Augen von Tränen so blind, daß sie nur so dahin ging, ohne auf das eine oder andere zu achten, noch ein Auge dafür zu haben, mit welcher Schönheit und mit welchem Glanz dieser Sommertag gesegnet war. Zuweilen glaubte sie einen angsterfüllten Schrei aus dem Moor zu hören. Dann stand sie eine kurze Pause still, horchte, und weil sie dann nur die Stille spürte, schüttelte sie den Kopf, um sich dann mühselig weiter zu schleppen.

Oben auf der Höhe stand der Tod von Dormi. Er, der so vieles wußte, wußte auch, daß das Mädchen Johanna bei ihm vorbei gehen mußte, und er wußte auch, daß jeder Schritt unnütz war und daß es niemanden in der Welt gab, der ihren Schmerz heilen konnte.

„Du kommst von weit her ...!" sprach er das Mädchen mit einer freundlichen tiefen Stimme an, so daß es sogleich zu dem fremden Mann, von dem sie nicht wußte, daß er der Tod von Dormi war, Vertrauen hatte.

„Ja", sagte sie „ich komme von weit her. Ich komme unten vom Moor herauf ...", und dann hockte sie sich auf einen Stein, um zu ruhen.

„Du willst zum Heilkundigen!"

„Ja, die Leute sagen, daß er mir helfen kann ..."

„Die Leute sagen es — und du?"

„Ach, fremder Mann, es ist unnütz. Wen das Moor ruft, den läßt es nicht. Meine Ahne sagt es auch ... und oft, meist in der Dämmerung kommt es über das Moor zu mir und läßt mich nicht ... Wirklich, es ist unnütz ..."

Dann richtete sie sich etwas auf, zeigte mit müder Bewegung hinunter, wo unter friedlichem Rauch des Herdes die Moorhütten standen, und sagte: „Sieh, da unten ... das ist unser Dorf. Immer muß man nach Osten gehen, wenn man leben will. Wer nach Westen geht, kommt nicht weit und verirrt ... Und er ist nach Westen gegangen ..." Dann schwieg das Mädchen Johanna, ließ sich vom harten Stein herunter ins weiche Gras sinken und schlief vor Erschöpfung ein.

Der Tod von Dormi stand still dabei. Sah nachdenklich in das junge, vom Leid zerfurchte Gesicht, dachte an das Sterben im Moor und wußte, daß auch der Heilkundige hier nicht helfen konnte.

„Das Mädchen dort im Grase wird sterben, kleine Lerche", sagte er, „singe ihm noch einmal ein schönes Lied, denn es hat wenig Freude gehabt!"

Da stieg die Lerche hinauf und sang und jubilierte, so hell und so schön, wie sie es nie zuvor tat, bis das Mädchen leise im Schlaf lächelte und eine sanfte Röte über das blasse Gesicht kam.

„Das hast du gut gemacht ...", sagte der Tod von Dormi, „habe vielen Dank dafür!"

Darauf bat er den Rosenstrauch, ihm eine Blüte für die Schlafende zu schenken ... „denn sie kennt die Freude nicht." Und da erglühte der Rosenstrauch, die Knospen sprangen auf, und ein herrlicher Duft strömte, der von dem Wind über die Schlafende geweht wurde.

Und das Mädchen Johanna errötete im Schlaf ...

„Liebe Sonne ...", bat der Tod von Dormi, „dieses kleine Mädchen hast du so oft vergessen, spare heute nicht mit deiner Herrlichkeit und deiner Pracht." Und die Sonne verschwendete ihr Licht und ihre Fülle, wie sie es nie vorher getan hatte.

Gerade als das schlafende Gesicht wie aus tiefer Freude erglühte, schob der Wind eine Wolke vor die Sonne, der Rosenbusch erschauerte und ließ erschreckt einige rote Blätter dahinwehen, die kleine Lerche brach mitten im Jubelton ab, und die Stille trat unter dem Himmel und auch über der Erde ein. Es war kein Herzschlag mehr zu hören.

Als das tote Mädchen gefunden wurde, wunderten sich die Leute über die feierliche Schönheit des Gesichtes, das alle Ruhe und jeden Frieden in sich aufgenommen hatte, und sprachen wieder vom guten Tod zu Dormi.

SLUB
Wir führen Wissen.